Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1935

16 (19.1.1935) Roman-Blatt

Visual Library

„Doch, Tante," erwiderte Friedl wahrheitsgetreu. „Seit ich weiß, daß du gern auf Erlenhof bist, mag ich dich recht gern."

Gräfin Sibyllens Leib bäumte sich heimlich auf. Sie litt augenblicklich wieder furchtbare Schmerzen. Friedl sah ihr Grauwerden im Gesicht. Sie ließ es nicht merken, daß sie erschrak.

„Ich werde doch lieber bei dir bleiben, Tantchen! Wenn du meinst, daß ich mit diesem Unglückskleid ..."

Die Gräfin unterbrach sie:

„Geh, geh, Friedl! Es ist doch alles eins. Du bist auch so eine Gräfin Berg."

Gräfin Sibylle wollte allein sein. Allein sein mit ihren Schmerzen und der Angst, daß sie vor der Zeit zusammenbrechen könnte. —

Friedl verstand ihren Wunsch. Es war auch besser so. Der Wein mußte auf alle Fälle her und auf die geplante Art konnte es unauffällig geschehen.

Sie sah nicht den triumphierenden Blick des dreißigjährigen Mädchens, als sie so unvorteilhaft und jedem guten Geschmack hohnsprechend daherkam.

Graf Egbert hieb im Zorn mit seinem Stock die Blütendolde eines Zierstrauches ab. Das Kraut war sie zu stellen!

Gedankenvoll sah Friedl auf ihn. Endlich meinte sie mißbilligend: „Vandale!"

Die Laune Hilde Wests hob sich blitzschnell. Das war der richtige Hintergrund für die eigene Eleganz. So hielt sie jeden Vergleich mit der blühenden Jugend der Komtesse aus.

Dem Grafen vergingen alle Entdeckergelüste. Er wandte sich ausschließlich Hilde West zu, bei der nichts seinen fein entwickelten Schönheitssinn störte.

Friedl sah gedankenverloren ins Weite. Felder, Wald, der Birkenhof, alles flog eindruckslos an ihr vorüber. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Tante. Woran die arme Frau wohl leiden mochte? Unglaublich, daß Egbert dies entging.

Nach einer Viertelstunde waren sie an dem von Friedl angegebenen Ziel. Sie bat, ihre Besorgungen allein machen zu dürfen; in einer halben Stunde wolle sie bei der Pfarrkirche auf die beiden warten. Gleichgültig hörte der Graf zu.

Hilde West antwortete:

„Gut, Komtesse! Wir werden pünktlich zur Stelle sein."

Und doch war es nicht wahr. Sie ließen die Komtesse ruhig warten. Geübt im Flirt, verstrickte die West Graf Egbert in die angeregteste Unterhaltung. Sie waren beide in strahlender Laune, als der Wagen bei der Kirche vorfuhr.

Friedl stand unter dem einfachen Portal. Schnell warf sie noch einen Blick auf das kleine, milde Licht, das aus dem Dunkel der Kirche herausglänzte, dann stieg sie ein. Schweigend. Sie hatte ihre Sache erledigt.

Auch die anderen wurden in ihrer Gegenwart wortkarg. Sie hatten sich in ihrem Gespräch auf ein Terrain vorgewagt, das sie der Begleiterin am besten verheimlichten. Nur ihre Augen sprachen. —

Um Friedls Mund zuckte es spöttisch.

Als der Wagen in die Nähe des Birkenhofes kam, sahen sie den Besitzer mitten in einer Wiese stehen, die voll Hahnenfuß war. Aus dem gelben Gewoge streckte sich munter der Kopf des Dackels.

Jodokus Birkenhofer winkte mit beiden Händen. Gleichzeitig schrie er aus Leibeskräften:

„Absteigen! Absteigen!"

Der Wagenlenker zog die Bremse und nun verstanden sie, was Jodokus wollte. Lachend kamen sie seinem Wunsche nach. Nur die Komtesse fragte ziemlich ungnädig:

„Was soll's?"

„Abschied sollen Sie mit mir feiern! Ich fahre morgen fort."

Der Graf und Fräulein West erklärten sich sofort dazu bereit. Die Komtesse schlug dem Fünfzigjährigen kräftig auf die Schulter:

„Alter Sünder!"

Sie fragte nicht um das Wohin seiner Reise. Sie war es schon gewöhnt, daß Jodokus Birkenhofer von Zeit zu Zeit verschwand; in irgend einer Leichtsinnswelle spurlos unterging. Nach ihrer Ansicht kam er dann jedesmal mit Glotzaugen und einem leeren Geldbeutel zurück. Dagegen war nichts zu machen. Der Onkel hatte recht: der Vogel mußte fliegen!

Bald saß man im Schatten der Bäume. Eine Batterie Flaschen marschierte auf. Jodokus kredenzte den Trank, an den er sein Herz verloren hatte: Rheinwein!

Die Stimmung wurde übermütig. Selbst Friedl riß es mit.

Fräulein West forderte den Wirt auf:

„Heraus mit der Sprache! Wohin reisen Sie?"

„Geheimnis!"

„Frauen gegenüber gibt es keines."

Jodokus kratzte sich verschmitzt den Kopf.

„Neugierde ist ein Laster, gnädiges Fräulein!" sagte er dann.

„Darum doppelt interessant."

Hilde West trank in durstigen Zügen ihr Glas leer.

„Das Laster?" fragte er vorsichtig.

„Warum nicht?" flimmerte sie ihm übermütig ins Gesicht.

Er schlug die Hände ineinander.

„Wie doch die Frauen von heut verderbt sind! Packt Sie nicht das Grauen, Herr Graf?"

Graf Egbert sah auf Hilde West. Feuer, aber auch ein Zögern im Blick. Die West war eine jener Frauen, die er nicht umsonst um eine Gunst bitten würde; — sollte er es versuchen?

„Graut es Ihnen schon, Herr Graf?" fragte sie herausfordernd.

„Sehr, Fräulein — — Hilde!"

Friedl zuckte bei der vertraulichen Anrede zusammen. Sie ballte unter dem Tisch die kleinen Fäuste.

Daß Graf Egbert sich vor Fremden keinen Zwang auferlegte, verletzte sie tief. Und ihr heimliches Wünschen, bei dem sie sich jetzt öfter ertappte, Graf Egbert möchte ihr wie ein großer, lieber Bruder werden, verkroch sich. In diesen Minuten schweißte das Leben ihr Herzchen noch inniger, fester an den alten Onkel.

Der Dackel beschnupperte ihre Hand. Ruhig duldete sie seine feuchte Schnauze. Mit einer ungewohnten Sanftheit strich sie ihm über den Nacken. Dann graulte sie ihn versonnen hinter den Ohren.

Gerührt beobachtete Jodokus Birkenhofer dies Tun. Ganz traurige Augen hatte das Sonnenscheinchen seines alten Freundes! Warum! Der Graf wollte wohl seine Verwandte ärgern, aber glaubte er wirklich, daß die West ihrer roten Haare wegen interessanter sei als die Friedl, das Teufelsmädel, war? Blödsinn! Und die Rote fieberte vor Vergnügen. Ach was, Vergnügen? Vor Bosheit!

Auch Friedl merkte es und ihre Hand glitt von dem braunen Fell des Hundes. Wie Verachtung huschte es über ihr Kindergesichtchen.

Der Hund kam auf seinen Herrn zu. Die klugen Augen bald auf diesen, bald auf Friedl gerichtet. Dabei wedelte er auffordernd mit dem Schwanz.

Jodokus stand auf. Einen Moment neigte er sich zu seinem vierbeinigen Freund. Unvermittelt und den andern völlig unverständlich sagte er:

„Das verzeih mir, mein Lieber!"

Nach diesem Versprechen wackelte der Dackel langsam zu dem Bauer des Gimpels, der wieder in dem hellen, feinen Birkengeriesel hing. Dort legte er sich in das Gras. Jetzt konnte er ruhig sein. Sein Herr machte alles recht; denn so einen Herrn wie er ihn hatte, gab's ja auf der ganzen Welt nicht mehr.

Jodokus entschuldigte sich für ein paar Augenblicke. Hernach kam er mit zwei Flaschen im Arm zurück und einige Sekunden später erschien die Aurelie Vogelhuber mit einem Körbchen hausgemachter Bäckereien. Sie begrüßte die Damen mit einem lieblichen Grinsen.

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 26. Januar 1935.)

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Komtesse Friedl

Roman von Helene Norbert

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, Regensburg

4

„Nein, das hat mit dem Stolz nichts zu tun. Meine große Liebe für sie wächst auf einem anderen Mist."

„Herr, Friedl! — Mein ehemaliger Pferdebursche besaß eine ähnliche ..."

„Egbert!" Mit flammenden Augen stand sie vor ihm. „Kein Wort weiter! Gewöhne dir den Schulmeister ab. Ich sag und tu, was ich will, das geht keinen Menschen was an. Ich kümmere mich auch nicht um dich. Von mir aus kannst du Kopf stehen. Wenn deine Nerven so zart sind, daß sie meine Ausdrucksweise nicht vertragen, dann empfiehl dich, bitte!"

Erschreckt hielt sie inne. Das hatte sie nicht sagen wollen. Der Zorn war mit ihr durchgegangen. Das war auf Erlenhof nie Brauch gewesen, daß man den Gästen den Stuhl vor die Tür setzte.

Doch es war zu spät. Sie merkte es an dem Gesichte ihres Verwandten. Ein finsterer Stolz, eine beherrschte Erregung stand in ihm.

Und ihr sahen die Tränen hoch. —

Ein Specht hämmerte an der Rinde einer Föhre. Dazwischen ein Kuckucksruf, das Pfeifen einer Amsel und das eintönige Schnarren eines Schubkarrens und ein tiefes, gleichmäßiges Krachen.

Trine Strobl führte Holz heim. Das alte Weiblein hatte aufgeladen, als wäre es ein Pferd.

Zornig musterte Friedl diese Ladung.

„Ihr seid wohl nicht ganz gescheit, Trine, so aufzuladen," fuhr sie das Weiblein an.

„Sonst muß ich zweimal den langen Weg fahren," schnaufte die Alte.

„Fahr dreimal, aber das ist eine Dummheit."

„Es wird schon gehen," keuchte sie gleichgültig.

Friedls Blick fiel auf das Gesicht der Trine. Hochrot war es und die Adern an den Schläfen angequollen.

„Niedersetzen!" befahl sie kurz. Die Alte gehorchte. Den Schubkarren hochnehmen und anfahren war das Werk einer Sekunde.

„Verschnauf sie einstweilen," gab sie lachend über die Schulter zurück.

Die Komtesse fuhr das Holz, als wäre das eine tägliche Beschäftigung von ihr.

Graf Egbert war blaß geworden. Er ließ den Zügel fallen, das Pferd würde auch so neben ihm einhertraben. Jetzt befahl er:

„Niedersetzen!"

„Keine Spur!"

„Niedersetzen, Friedl!"

„Ich will nicht."

„Friedl!"

Sie lachte spöttisch. Plötzlich ließ sie mit einem Wehlaut den Karren nieder.

Der Graf hatte mit seinen Händen ihre Arme gefaßt. Hart. Nur für eine Sekunde, aber es hatte genügt.

Friedl mußte gehorchen.

Bleich starrte sie ihn an. Was hatte er nur? Sein Zorn leuchtete ihr unverhüllt entgegen. Wortlos nahm er den Karren auf und führte ihn auf dem schmalen Weglein weiter. Für seinen sportgewandten Körper war das ein Kinderspiel.

Am Waldrand setzte er das Holz nieder. Das Weiblein war außer sich. Es wollte danken und brachte nur einige laute Schnaufer hervor.

Der Graf bückte sich, um seinen Anzug abzuputzen. Seine Hand streifte ein Holzbrett, aus dem ein Nagel hervorstand. Vom Handgelenk bis zu dem kleinen Finger riß ihm dieser den Handrücken auf. Sofort färbte sich die weiße Manschette rot.

Entsetzt sah Friedl auf den Nagel. Der war alt und rostig.

Graf Egbert wickelte sich sein Taschentuch um die Hand. Im Nu war das Blut durch.

Das Weiblein begann laut zu jammern.

„Hör auf!" schalt Friedl ungeduldig. „Wenn ich dich noch einmal mit einer solchen Fuhre sehe, werde ich Herrn Birkenhofer und Onkel sagen, daß sie dir die Sammelerlaubnis nehmen. Und jetzt scher' dich zum Kuckuck!"

Der Unglücksrabe nahm seinen Karren und trollte sich, weiter jammernd, fort.

Friedl wandte sich dem Grafen zu.

„Nimm mein Tuch!" bat sie.

„Nein!"

„Das deine ist erledigt."

„Das schadet nicht."

„Egbert!"

Da sah er sie an. Finster. Grollend. Immer mußte sie ihren Willen haben. So jung sie war, ihre Herrennatur verlangte überall ihr Recht. Auch bei ihm. Sie sollte sich aber täuschen. Wille gegen Wille! Trotz gegen Trotz. Stolz gegen Stolz!

Schweigend gingen sie nebeneinander weiter und so kamen sie daheim an.

Graf Egbert ging auf sein Zimmer.

Ein Weilchen später trat Friedl nach einem kurzen, energischen Klopfen bei ihm ein. Unter dem Arm trug sie

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

seinen Verbandskasten. Da Graf Egbert kein Wort zu ihr sprach, sagte sie:

„Ich will dich verbinden."

„Das ist nicht nötig."

„Das verstehst du nicht," sagte sie wichtig. „Der Nagel war rostig. Das kann eine Blutvergiftung abgeben. Die Wunde muß gereinigt werden!"

„Du bist sehr gütig," erwiderte Graf Egbert ironisch, „ich will dich aber dennoch nicht bemühen. Kommt eine Blutvergiftung dazu, gibt es wenigstens um einen Faulenzer weniger auf der Welt!"

Es war klar, daß der Graf Friedl nur ärgern wollte, sie begriff es aber nicht. Mit großen, erschreckten Kinderaugen sah sie ihn an. So wollte er ihr ihre rücksichtslose Offenheit vergelten? Ihr Herz begann ungestüm zu hämmern. Und wie ein kleines Kindlein faltete sie die Hände.

„Bitte! Bitte!" So weich glitten ihr die Worte von den Lippen.

„Nein, Friedl!"

Bei seiner Antwort traten ihr die Tränen in die Augen und er sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Blicke auf sie nieder.

In diesem Augenblick fühlten sie beide das gleiche. Das Verlangen, zu dem Herzen des andern vordringen zu können.

Friedl war die erste, die das Süße, Schwere von sich abschüttelte.

Zornig über sich und den Dickkopf vor ihr, sagte sie: „Wenn du mich nicht gewähren läßt, wirst du morgen mit der Feuerfarbigen nicht Tennis spielen können. Bedenke, wie du das Fräulein betrüben wirst."

Um seine Lippen zuckte ein kleines, gutes Lachen.

„Du bist sehr edel, Friedl, mich daran zu erinnern. Diesem Argument muß ich mich natürlich fügen."

Sie legte mit einem harten Ruck den Verbandskasten nieder. Wie der rote, wilde Mohn glühte sie — —

Die Hände weich wie bei einer jungen Mutter, das Gesichtlein hart, verband und wusch sie die Wunde.

Er sah ihr lächelnd zu. Wie flink und geschickt sie das machte. Wenn sie nur nicht so ein arger Trotzkopf wäre!

Als sie den letzten Knopf am Verband gemacht hatte, nahm er rasch ihre kleinen Hände.

„Ich danke dir, Friedl!"

„Bah!"

„Wie eine Krankenschwester hast du das gemacht!"

„Bei unseren Knechten hab ich darin Übung bekommen."

Er zog schon wieder die Stirnfalten zusammen. Ein unerträglicher Gedanke, daß diese weichen, feinen Hände jede derbe, schmutzige Faust anpackten.

Und sie blinzelte spöttisch an seinem Gesicht vorüber.

Über eine Stunde blieb Graf Egbert mit seinen Gedanken allein, nachdem ihn Friedl verlassen hatte. Unwillig über sich selbst, sprang er endlich von seinem Sessel auf und schüttelte den Kopf. Es war ein Unsinn, es war ein kapitaler Unsinn, was er dachte und wünschte.

Nach einem kurzen Entschluß ging er zu seiner Mama hinüber. Die Gräfin lag müde in einem Lehnstuhl beim offenen Fenster. Besorgt blickte der Graf in die trüben Augen seiner Mutter.

„Was ist dir, Mama? Bist du krank?"

Gräfin Sibylle kehrte mit ihren Gedanken von einer weiten Reise heim.

„Krank, Egbert? Ich weiß es nicht, nur müde, sehr müde."

Erschrocken nahm er ihre Hand. Sie war kalt, trotz der drückenden Hitze draußen.

„Mama!"

Mit einem zärtlichen Lächeln nickte sie ihm zu.

„Du mußt doch etwas bestimmtes spüren!" drängte er.

„Ja, freilich! Daß ich dich sehr lieb hab mein Kind!"

Graf Egbert schnürte es plötzlich die Brust zusammen. Was war nur mit seiner Mama? Es entsprach doch gar nicht ihrer Art, gefühlsmäßig zu werden. — Innig küßte er die Hand der kranken Frau.

„Du warst bei den Pelzleuten?"

„Ja, Mama!"

„Gefällt dir denn die Hitze?"

„Mittelmäßig!"

Lebhaft richtete sich nun die Gräfin auf.

„Du hast kein besonderes Interesse für die Weß?"

Graf Egbert lachte.

„Bestimmt nicht, Mama, aber was soll man beginnen? Friedl verschanzt sich hinter Trotz und Unmöglichkeiten. Man feiert eben die Feste, wie sie fallen."

„Gott sei Dank!" Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der Gräfin. „Sag mal, Egbert!" begann sie aufs neue, „hast du nie daran gedacht, zu heiraten?"

„Ich fand unser Leben zu zweien sehr schön."

„Ich werde aber nicht immer bei dir bleiben, ..."

„Was hegst du doch heute nur für Gedanken? Du grübelst, — das macht dich krank!"

„Du irrst dich, Egbert!" unterbrach ihn seine Mutter. „Ich habe mich ernstlich mit deiner Zukunft beschäftigt, lange schon ..."

„Weshalb?" fragte er kurz.

Nun wurde sie verlegen. Es fehlte ihr an Kraft und Mut, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Das tut doch jede Mutter," sagte sie schließlich zögernd.

Er antwortete nichts. Die Gräfin lehnte sich wieder zurück. Leise sagte sie:

„Ich möchte noch gerne meine Schwiegertochter kennen."

Graf Egbert lächelte.

„Das ist ein heißer Wunsch!"

„Wie gefällt dir Friedl?"

Nun riß es seinen Kopf in die Höhe. Aus der unendlichen Spannung im Gesicht seiner Mutter erriet er deren brennenden Wunsch.

„Aber Mama, ..."

„Wie gefällt dir Friedl?" beharrte sie fest.

„Gefallen?" Nun lachte er laut und herzlich. „Um Friedls Reiz und Gemüt zu entdecken, müßte man den Kolumbus spielen."

„Glaubst du, daß beides zu entdecken wäre, das heißt, daß es vorhanden ist?"

„O ja, Mama!"

„Dann spiel ihn!"

„Das dürfte zu spät sein; denn ich möchte fort von hier."

„Wie?"

Sie begriff ihn nicht.

„Wir haben nun schon lange genug die Gastfreundschaft des Onkels in Anspruch genommen."

Eine schwere Pause. Dann sagte die Gräfin ganz verstört:

„Das schlag' dir aus dem Kopf!"

„Aber warum denn?"

„Ich bin des Pensions- und Hotellebens müde."

„So gehen wir nach Wien."

„Jetzt in der Hitze? Nein."

„Ich verstehe dich wirklich nicht, Mama!"

Zwei große, schwere Tränen fielen über die Wangen seiner Mutter.

„Es ist — wie eine — Heimat — hier."

Dem Grafen tat nun seine Mutter leid, bitter leid. So lange war die ganze Welt ihre Heimat gewesen, nun auf einmal fühlte sie, daß die Liebe des Menschen nach ein Fleckchen Erde suchte, dem sie sich schenken konnte, auf dem sie ausruhen durfte. —

Seit ihrer Ehe hatte die Gräfin ein Wanderleben geführt. Ihr Weg war landaus, landein gegangen. Sie war eine stolze, abwechslungsfrohe Pilgerin gewesen und nun wollte sie den Stab aus der Hand legen. Wider Willen.

Und in der Ruhe wurden gebundene Kräfte frei. Liebe suchte ihr Land. — —

* * *

Die Gräfin kam nicht zum Abendtisch. Graf Egbert entschuldigte sie. Ein großer Ernst lag auf seiner Stirne. Schweigend, zerstreut nahm er das Abendbrot ein.

Erst als er sich die Zigarre anzündete, schien ein innerer Kampf in ihm beendet zu sein. Es war auch so. Die Liebe zu seiner Mutter hatte über seinen Stolz gesiegt.

Wohl schwang sich in seiner Stimme noch ein unruhiger, gereizter Ton mit, wenn er sprach, doch seine Ruhe verscheuchte diese Wahrnehmung wieder.

Friedl beobachtete ihn scharf. Sie hatte ein schlechtes Gewissen und dieses beschäftigte sie zur Auffassung der seltsamen Schattierung in seinem Wesen. Als Graf Egbert jetzt zu sprechen begann, goß sie sich im Übereifer soviel Apfelsaft in ihr Schälchen, daß es beinahe überlief.

„Onkel, mir ist es sehr, sehr peinlich, daß wir deine Gastfreundschaft so lange in Anspruch nehmen, —" der Graf stockte, fuhr aber dann umso rascher fort: „Unbegreiflicherweise wehrt sich Mama gegen mein Ansinnen, unseren Aufenthalt hier endlich abzubrechen. —"

„Sehr vernünftig von deiner Mutter, wenn sie gerne hier ist," bemerkte Graf Berg freundlich und zufrieden.

„Es hat doch alles seine Grenzen. Aber Mama scheint ihr Herz an den Eulenhof verloren zu haben."

Friedls Augen glänzten. Zum ersten Male war sie mit ihrer Tante ganz zufrieden. Sie enthob sie der Schande, Gästen die Türklinke in die Hand gedrückt zu haben. Und wenn Friedl noch ein wenig genauer in ihr Inneres geblickt hätte, hätte sie eine heimliche Freude gefühlt, daß die unwillkommenen Gäste noch länger auf Eulenhof blieben.

Aus ihrem befreiten Gefühl heraus sagte sie:

„Es ist lieb von der Tante, daß sie gerne bei uns ist."

„Dann bleibe nur recht lange hier; Friedl und ich sind es zufrieden," entschied Graf Berg. „Gelt, Herzlein?"

„Und ob!"

Ein langer, forschender Blick traf das übermütige Mädel. Es hielt ihm seelenruhig stand.

„Schaff dir halt harte Nerven an, Egbert," sagte sie schelmisch.

„Vielleicht wirst du sie auch noch brauchen," erwiderte er ihr ruhig.

„Soll das etwas heißen?" fragte sie schon wieder mit heißen Wangen.

„Wahrscheinlich!"

Graf Berg schmunzelte. Nun hingen sie glücklich wieder beisammen. Streithähne waren sie beide. Man hätte das hinter dem heiligen, blasierten Egbert gar nicht gesucht.

5. Kapitel.

Am nächsten Tage hupte in den Nachmittagsstunden das Auto der Weß vor dem Eulenhof. Im eleganten Autodreß eilte Hilde über den Kiesweg.

Sie hatte Glück! Graf Egbert kam gerade die Stufen der Diele herunter. Seine verbundene Hand hielt er in der Rocktasche verborgen. Unmerklich runzelte er seine Stirne, als er den Besuch bemerkte.

Er hatte sich vorgenommen, heute energisch in die Fußstapfen des seligen Kolumbus zu treten und das erforderte neben einer himmlischen Geduld und Ausdauer auch noch reichlich Zeit, denn Friedl war während des Tages selten zu fassen. Wenn sie wollte, fand sie immer so ein Tarnkäppchen, das sie unsichtbar machte.

Er verbarg höflich seine Mißstimmung.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein!"

Hilde Weß reichte ihm mit einem sprechenden Augenaufschlag die Hand.

„O weh!" klagte sie, als sie die eingebundene Hand gewahrte, „Sie haben sich verletzt?"

Komtesse Friedl war unvermutet näher gekommen. Sie hatte ihren Vetter fragen wollen, ob man nicht doch den Arzt rufen lasse; ihr gefiel die Tante nicht.

Nun hörte sie die bängliche Frage des Besuches und Egberts Antwort:

„Ganz unbedeutend!"

Rasch sagte sie:

„Und doch nicht so unbedeutend, daß du heute und morgen Tennis spielen könntest."

Hilde Weß drehte sich überrascht der Sprecherin zu und begrüßte sie mit einer Überschwenglichkeit, die Friedl geradezu haßte.

„Das trifft sich dann vorzüglich! Ich wollte Sie beide ohnehin nur zu einer Spazierfahrt einladen."

Hilde Weß war die Ablehnung Friedls so sicher, daß sie sich mit ihrer Einladung eigentlich nur an den Grafen wandte; der sah unschlüssig auf Friedl.

Die Komtesse fragte:

„Wohin fahren Sie, Fräulein Weß?"

„Wohin Sie wollen, Komtesse!"

Rasch überlegte letztere. Wenn sie sich zum Arzt führen ließ und diesen um einen gelegentlichen Besuch bat, brauchte sie niemanden erschrecken. Und der roten Hexe verdarb sie die Freude, mit Egbert allein zu sein. Das allein machte die verlorene Zeit reichlich wett. Mit Vergnügen erklärte sie sich bereit, mitzufahren.

Nun willigte auch der Graf ein. Sieh da, die vielbeschäftigte Landedelfrau fuhr von der Arbeit weg spazieren! Er hütete sich aber, diesen Gedanken laut werden zu lassen.

Friedl ließ ihren Gast in der Gesellschaft des Grafen zurück. Sie eilte noch einen Augenblick zu ihrer Tante. Auf den Fußspitzen trat sie an die ruhende Frau heran.

„Tante, ich will mit Egbert die Einladung des Fräulein Weß annehmen und ein wenig wegfahren. Hast du irgend einen Wunsch?"

Gräfin Sibylle freute sich über das Gehörte. Endlich gab das Mädel ein klein wenig nach.

„Fahr nur, Kind!" erwiderte sie munter, „mußt dich aber hübsch anziehen!"

Friedl warf geringschätzig die Lippen auf.

„Das hat die Weß schon reichlich besorgt. Wenn du sie siehst, meinst du, sie sei aus der Auslage eines Modesalons gestiegen."

„Schadet nicht, Friedl! Das befreit dich darum noch lange nicht von ähnlicher Pflicht."

Friedl lachte herzerfrischend.

„Nein, nein! Ein Mohn wäre hier nur vom Übel."

„Du brauchtest eine Zofe! Wenn du mir doch folgtest" — bedauerte die Gräfin.

„Glaub es doch, Tante, wir müßten beide nichts miteinander anzufangen."

„Friedl, Friedl, wann wirst du einsehen, daß du keine kleine, einfache Bürgersfrau bist?"

„Nie, Tante! Denn ich werde als Bürgerin meines deutschen Vaterlandes immer nur eine einfache Frau bleiben."

„Dann besitzt der Adel in deinen Augen keinerlei Vorrechte?"

„Doch, Tante! Als Erster in den Reihen die Fahne der Pflicht immer und überall hochzuhalten."

Wer sich doch in dem Kind auskannte! Manchmal entwickelte es Ansichten, die weit über seine Jahre hinausgingen, und gleich darauf schlüpfte es wieder in die Kinderschuhe, in die Pantöffelchen der Nachlässigkeit.

„Laß dich noch ansehen, bevor du weggehst," bat die Gräfin.

Friedl erriet die Absicht. Die Tante wollte — kontrollieren. Ha, ha! Trällernd ging sie in ihr Bereich hinüber. Das älteste Kleid, das sie besaß, zog sie an. Die letzten Kleider waren wenigstens nicht mehr hochgeschlossen, in diesem aber sah sie aus wie eine Ahnfrau. Nur die Rockfältchen wirbelten ordentlich. Die Ringel flogen aus dem hellen Halsbund heraus und warfen einen goldenen Schimmer auf das graue Tuch.

Heiß war das Kleid! Sie kam sich selbst wie in einem Panzer vor und am liebsten hätte sie es wieder heruntergerissen. Aber der Gedanke an die aufgeputzte Weß ließ sie ausharren. Wie konnte sie sonst den Unterschied mit jener kräftig genug unterstreichen? Nein, mit dem protzigen Ding wollte sie nichts gemein haben! Kein Gedanke kam ihr, wie ungerecht sie sich ihrem Vetter zeigte. — Und er bekam auf diese Art immer wieder das Recht, ihre Toilette eine Maskerade zu nennen.

Die Gräfin war unglücklich. Laut klagte sie:

„Du hast mich nicht ein bißchen lieb, Friedl, sonst könntest du mir so etwas nicht antun!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg